

Eltern verbieten die Liebe

Zwei junge Frauen flüchten ins Zürcher Mädchenhaus – sie lösen sich von religiösem Druck und familiärer Gewalt

KATJA BAIGGER

Sie ist 16 Jahre alt, als sie sich verliebt. Er ist ein Gleichaltriger. Was für die meisten Teenager hierzulande eine aufregende Erfahrung ist – die erste Liebe –, entpuppt sich für Angie als Katastrophe. Denn nun fangen die Eltern an, sie zu kontrollieren.

Schon in ihrer frühen Kindheit erlebt Angie daheim Gewalt. Ihr richtiger Name wird zu ihrem Schutz nicht genannt. Sie wächst in einem Dorf im Kanton Zürich auf. Ihre Eltern sind strenggläubige Muslime. Sie wird, wie ihr älterer Bruder und ihre beiden Schwestern, strikt erzogen. Angie, das Nesthäkchen, soll dereinst einen Muslim heiraten, am besten einen Mann aus der nahen Verwandtschaft.

Als Kind sieht sie, wie ihre Mutter einen Löffel auf dem Herd erhitzt und ihrer älteren Schwester damit die Beine verbrennt, so dass sie nicht ausgehen kann. Sie erzählt, sie habe mitbekommen, dass ihre Schwester einen Freund gehabt habe, der den Eltern nicht gepasst habe, und dass der Vater dem jungen Mann mit dem Tod gedroht habe.

Angie sieht, wie der Vater, der als kriegstraumatisierter Flüchtling in die Schweiz kam, die Mutter schlägt. Immer wieder kommt es zu Polizeieinsätzen bei ihr daheim, wegen ihres Bruders, der mit Drogen dealt, oder wegen des gewalttätigen Vaters. Doch auf das kleine Mädchen, das leidet, wird niemand aufmerksam.

Der kurze Rock ist «haram»

Was Angie erlebt, ist Kindesmisshandlung und häusliche Gewalt. Zwanzigmal pro Tag rückt die Kantonspolizei Zürich deswegen aus. Hunderte von Schutzmassnahmen ordnet sie jedes Jahr an. Tendenz: steigend. Der Regierungsrat und Sicherheitsdirektor Mario Fehr (parteilos) hat dazu eine These: Er glaubt, dass immer mehr Fälle ans Tageslicht kämen und dass diese Zunahme ein gutes Zeichen sei. Die Dunkelziffer gilt jedoch nach wie vor als sehr hoch.

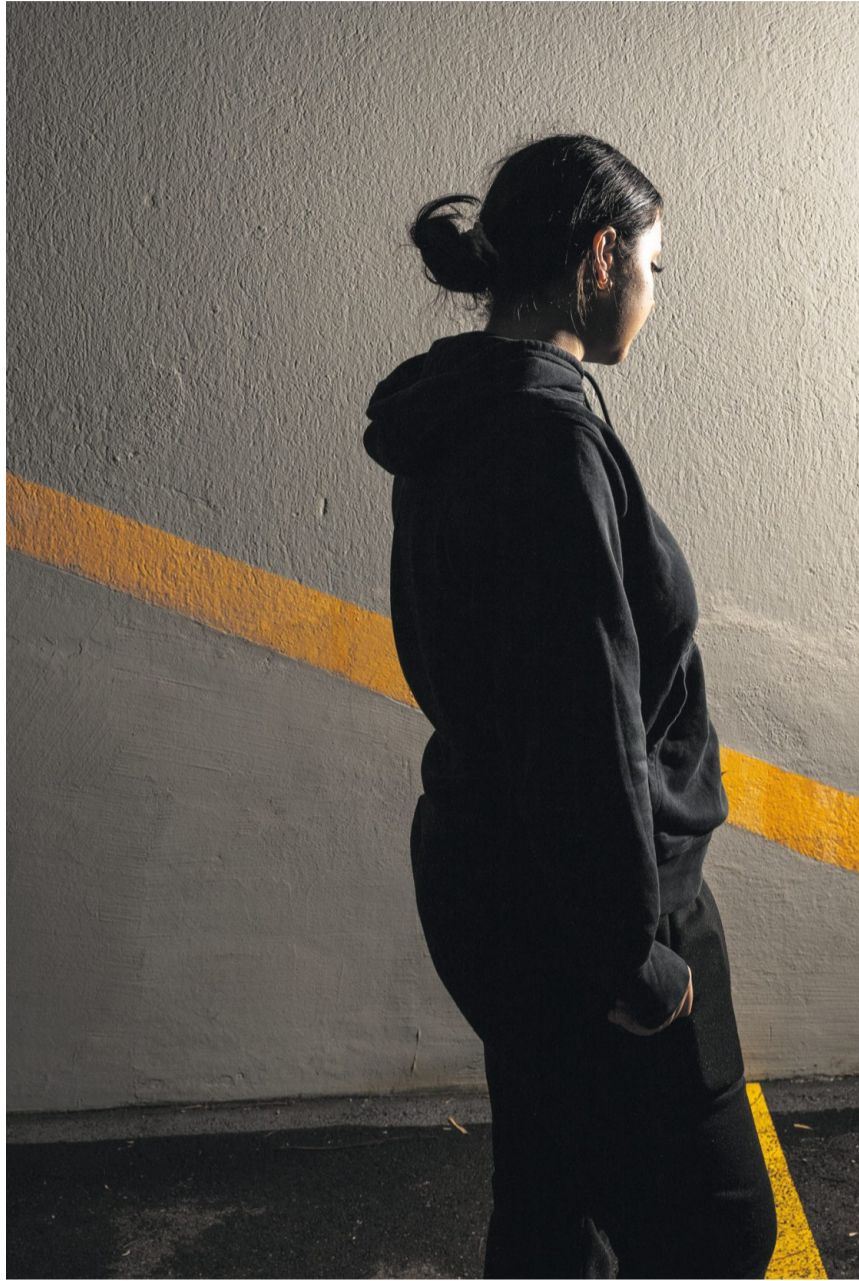
2024 wurden im Kanton Zürich laut der Opferhilfestatistik 565 Mädchen im Alter zwischen 10 und 17 Jahren wegen häuslicher Gewalt beraten. Bei den jungen Frauen im Alter zwischen 18 und 29 Jahren waren es doppelt so viele: 1165.

In den letzten Jahren und jüngst hat sich viel getan: Der Kanton steckt zusätzliche 3,2 Millionen Franken in den Kampf gegen häusliche Gewalt. Und auch der Nationalrat bewilligt Mitte Dezember 2,5 Millionen Franken für den Schutz von Frauen. Vor wenigen Tagen überweist zudem das Zürcher Stadtparlament ohne Gegenrede ein Postulat von Marita Verballi, FDP-Gemeinderätin, zur Prüfung, wie die Frauenhäuser gestärkt werden können.

Für Angie spitzt sich die Situation zu, als sie in die Pubertät kommt. Trägt sie einen kurzen Rock, schaut der Vater weg. Sie erzählt, er habe gesagt: «Es ist «haram» (verboten), dass ich dich so sehe.» Angie, die das Erlebte in einem Büro des Zürcher Mädchenhauses schildert, betont: «Wenn der Vater die Tochter nicht anschauen kann, weil das angeblich verboten ist, dann ist etwas falsch. Doch meine Eltern meinten: die Religion anzuzweifeln, das geht gar nicht.» Nachts darf Angie nicht in kurzen Sachen schlafen. Der Vater sei ins Zimmer gekommen und habe sie kontrolliert. Sie sagt: «Er verletzt immer wieder meine Grenzen.» Angie beginnt, sich selbst zu verletzen, und fällt in eine Depression. Doch niemand merkt es.

Selbstbestimmte Dates, das kommt nicht infrage. Angie sagt: «Als meine Eltern herausfanden, dass ich mich verliebt hatte, brach der Kontrollwahn aus.» Geht Angie raus, ruft ihr Vater sie an. Bis Angie den Eltern sagt, sie treffe den Mann nicht mehr. Heimlich aber macht sie weiterhin mit ihm ab.

Dann verrät eine Schwester Angie bei den Eltern. Nun geht es Schlag auf Schlag: Die Mutter durchsucht Angies Jacke und findet Kondome. Sie schreit:



Angie sagt, sie sei es gewohnt gewesen, schlecht behandelt zu werden. «Je früher man aus einem solchen Elternhaus rauskommt, desto besser.»

KARIN HOFER / NZZ

«In diesem Haus ziehe ich keine Schlampe gross. Du bist eine Schlampe. Pack deine Sachen und geh!»

Die Eskalation macht Angie in ihrem Alltag als KV-Lernende zu schaffen. Übermüdet kommt sie in die Berufsschule. Einem Lehrer fällt das auf. Er sucht das Gespräch mit ihr. Da bricht alles aus ihr heraus. Er bittet sie, die Dargebotene Hand anzurufen. Angie sagt: «Ohne den Lehrer, der mich wachgerüttelt hat, hätte ich nicht gemerkt, dass ich mich wehren kann.»

Nun greift die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) ein. Weil diese jedoch überlastet ist, dauert es drei Wochen, bis Angie einen Gesprächstermin erhält. Sie sagt: «Drei Wochen mögen wenig sein, aber für mich war es die Hölle.» Angie hört vom Mädchenhaus und ruft dort an. Sie erhält einen Platz.

Unterkunft an geheimem Ort

Das Mädchenhaus wird 1994 in Zürich gegründet und befindet sich an einem geheimen Ort. Zu gross ist die Gefahr, dass die jungen Frauen von ihrer Familie verfolgt oder attackiert werden. Das Haus bietet sieben Plätze für Mädchen wie Angie, die in der Familie körperliche, psychische oder sexuelle Gewalt erleben oder die von Zwangsheirat bedroht sind. Sie sind zwischen 14 und 20 Jahre alt, der Durchschnitt liegt bei 16 Jahren. Bis heute ist es die einzige spezialisierte Schutzunterkunft für Mädchen in der Schweiz. Das Mädchenhaus finanziert sich aus Betreuungslösungen der Kantone, aus denen die Betroffenen stammen. 2024 waren dies 1,35 Millionen Franken. Hinzu kommen 204 000 Franken Subventionen vom Bundesamt für Justiz. Zudem Spendenbeiträge von bis zu einer halben Million.

Maria Mondaca leitet die Institution seit zweieinhalb Jahren. Sie ist die einzige der Mitarbeiterinnen, die ihren Namen nennt. Die 47-Jährige ist Sozial- und Traumapädagogin. Sie sagt: «Wir haben keine Fälle, bei denen der Vater

der Tochter einmal eine Ohrfeige gegeben hat. Die Mädchen, die zu uns kommen, mussten schon in der frühen Kindheit gewalttätige Eltern erleben. Später wird ihnen der Ausgang begrenzt, ihre Kontakte werden eingeschränkt.»

Die Pubertät sei eine «sehr eskalative Zeit». Die Kinder lösten sich ab, und die Eltern merkten, dass sie die Kontrolle über sie verlören. Dann verhängten sie Liebesverbote über die Töchter. Das betreffe Familien ausländischer Herkunft, aber auch Schweizer. Manche hätten einen muslimischen, andere einen christlichen Hintergrund, weitere seien Hindus oder Sikhs.

Mondaca sagt, den Nährboden der Gewalt bildeten stereotype Vorstellungen, wie junge Frauen sein sollten. Dazu kämen ungleiche Machtverhältnisse. Gewalt werde als legitimes Mittel erachtet, um wieder «die Oberhand» zu erhalten. Die Täter seien Väter, Brüder, Partner, auch Mütter seien Täterinnen.

Pro Jahr betreut das Mädchenhaus im Durchschnitt 48 junge Frauen. Die maximale Aufenthaltszeit beträgt drei Monate. Mondaca sagt, es falle auf, dass die jungen Frauen zunehmend länger bleiben würden. Dies etwa, weil die Prozesse bei der Kesb dauerten oder weil bei Anschlusslösungen Platzmangel herrsche. Letztes Jahr habe das Mädchenhaus 103 Mädchen abweisen müssen. Für 2026 ist ein Ausbau um fünf Plätze geplant. Während Feiertagen oder Schulferien ersuchen besonders viele Mädchen um Aufnahme. Dann ergeben sich schwierige familiäre Situationen: wenn die Noten nicht gut sind oder Ferien ins Ausland eine Bedrohung darstellen.

Schläge mit dem Stock

Es ist Ferienzeit, als Anna (Name geändert) ins Mädchenhaus kommt. Anna wächst in einem Dorf im Kanton Bern auf. Die 18-Jährige sagt: «Seit ich mich erinnern kann, ist da die unberechenbare Gewalt meiner Eltern.» Die Mutter, die sehr christlich ist, hat häufig Wutanfälle. Dann schlägt sie Anna und ihre Schwester. Dies tut sie auch mit Stöcken. Diese müssen die Kinder draussen suchen. Die Eltern verhalten sich den Kindern gegenüber sadistisch, und sie bedrängen sie sexuell. Sie beobachten die Töchter, wenn sie duschen. Der Vater will nackt bei Anna im Bett schlafen. Sie muss sich ausziehen. Sie sagt: «Ich verstand gar nicht, dass das nicht normal ist.»

Anna geht lieber zur Schule, als dass sie daheim ist. Doch in der Schule ist es schwierig, sie wird gemobbt. Wieder zu Hause erhält Anna Schläge auf den Hinterkopf, wenn die Noten nicht stimmen. Die Eltern zwingen sie, das Gymnasium zu besuchen, obwohl Anna eine Lehre machen möchte. Als sie in die Pubertät kommt, beginnt die Corona-Pandemie. Der Vater muss zu Hause arbeiten. Seine Grenzüberschreitungen werden immer häufiger. Er ist auch ein Kontrollfreak, er trackt Annas Standort. Er bestimmt, dass sich Anna nur mit drei ausgewählten Kolleginnen und Kollegen treffen darf und immer nur bis 18 Uhr. Verspätet sie sich, schlagen die Eltern sie, und sie erhält Hausarrest.

Ein romantisches Date ist ein Tabu. Dabei hat sich Anna längst verliebt. Sie ist queer und hat heimlich eine Freundin. Doch die christliche Mutter ist queerfeindlich. Als sie herausfindet, dass die Tochter lesbisch ist, schickt sie Anna zu Verwandten nach Deutschland. Dort muss sie Umerziehungskurse besuchen. Die Mutter sei überzeugt gewesen: Wenn Anna oft genug bete, verschwinde die Queerness wieder.

Mit 15 Jahren entwickelt Anna ein Alkoholproblem. Der Vater ist Alkoholiker, und sie haben viel Alkohol daheim. Sie trinkt schon frühmorgens und heimlich während der Schule. Sie raucht Zigaretten und Gras, nimmt Kokain. Zudem ritzt sie sich, um mit der depressiven Situation umzugehen. Mit 16 Jahren begeht sie einen Suizidversuch. Sie kommt in die stationäre Therapie und macht einen Entzug. Seither

nimmt sie Psychopharmaka. Wieder zu Hause, geht die Hölle von vorne los. Sie beschliesst, mit 18 Jahren auszuziehen und das Gymnasium abzubrechen.

Dann verübt eine Lehrperson einen sexuellen Übergriff auf sie. Die Schule möchte, dass ihr die Eltern bei der polizeilichen Anzeige helfen. Doch sie weigert sich. Sie finden das, was passiert ist, «nicht so schlimm». So merken die Lehrer, was bei Anna zu Hause los ist, und schlagen ihr vor, eine Beratungsstelle aufzusuchen. Die Kesb kommt bei ihrer Familie vorbei. Sie initiiert eine Familienbegleitung, um das Zusammenleben zu verbessern. Die Eltern spielen vor, sie hätten sich geändert.

Doch kurze Zeit später ist alles beim Alten. Wie früher beobachtet die Mutter Anna beim Duschen. Dazu gibt es einen Spiegel, der so aufgehängt ist, dass die Eltern die Töchter sehen. Doch da ist ein toter Winkel, in den sich Anna zurückzieht. Die Mutter bittet Anna, sich vor ihr nackt auszuziehen. Anna weigert sich. Da reisst ihr die Mutter gegen ihren Willen die Kleider vom Leib.

Jetzt ist für Anna klar: Sie geht. Sie hat sich vorbereitet, Dokumente fotografiert und Kleider bereitgelegt. Nachts flüchtet sie in die Wohnung von Freunden. Dann will sie ins Berner Frauenhaus. Doch dieses ist voll. Nach zwei Tagen im Hotel findet sie Aufnahme im Mädchenhaus in Zürich. Ihre Eltern geben eine Vermisstmeldung auf. Die Polizei sagt ihnen, ihre Tochter werde nicht vermisst. Für Anna ist die Ankunft im Mädchenhaus zuerst schwierig. Sie war noch nie zuvor in Zürich. Für Angie wiederum ist es eine grosse Erleichterung: «Endlich konnten meine Eltern nicht mehr herumlungern und mich abpassen.»

Nun, an einem Dezemberabend, sitzen Angie und Anna im Büro des Mädchenhauses. Seit ihrem Aufenthalt in der Schutzunterkunft sind ein paar Monate vergangen. Obwohl sie einander vorher nicht gekannt haben, fallen ihnen viele traurige Parallelen in ihren Biografien auf. Beide tragen Traumata mit sich herum, erleben Flashbacks und haben Albträume. Erst jetzt lernen sie, was normal ist in zwischenmenschlichen Beziehungen und wie man Grenzen setzt.

Milena Brüni ist Co-Leiterin der Winterthurer Fachstelle OKey für Opfer- und Kinderschutz. Sie sagt, Betroffene von häuslicher Gewalt wiesen ein erhöhtes Risiko auf, später in Beziehungen selbst ein grenzüberschreitendes Verhalten zu entwickeln oder erneut Gewalt zu erleben. Zudem erlernen diese Kinder von ihren Eltern ein Konfliktverhalten, das sie in ihr eigenes Leben mitnehmen.

Doch es gebe auch protektive Faktoren, die helfen, sich trotz dem Erlebten gesund zu entwickeln: verlässliche Bezugspersonen, die anerkennen würden, dass die Kinder Gewalt erlebt hätten, und die vertrauensvoll reagierten. Auch ein Hobby, ein hohes Selbstwertgefühl und ein funktionierendes soziales Netzwerk wirkten sich positiv aus. Brüni betont, es sei bewundernswert, wie viele der Jugendlichen trotz sehr belastenden Erfahrungen aus der Spirale der Gewalt ihres Elternhauses herausfänden.

«Viele haben das Privileg nicht»

Angie und Anna wollen selbstbestimmt leben. Doch Anna sagt: «Die Schweiz ist sicher, aber nicht so sicher, wie man denkt. Manchmal findet der Krieg daheim statt. Die Schweiz soll es sich leisten, Opfer von Misshandlung zu unterstützen.» Und Angie hält fest: «Wir hatten das Privileg von Hilfe, aber viele haben es nicht.»

Anna lebt jetzt in einer betreuten Wohnung im Raum Bern. Sie hat eine Bezugsperson. Sie kann ausgehen, mit wem sie will. Und sie hat soeben eine Zusage für die Lehrstelle erhalten, die sie sich gewünscht hat: Fachfrau Betreuung für Menschen mit Beeinträchtigung.

Angie lebt ebenfalls im betreuten Wohnen. Sie absolviert das dritte Lehrjahr zur Kauffrau. Und sie ist immer noch mit ihrem Freund zusammen.

Hier bekommen Sie Hilfe

Wenn Sie selbst Suizidgedanken haben oder jemanden kennen, der Unterstützung benötigt, wenden Sie sich bitte an die Berater der Dargebotenen Hand. Sie können diese vertraulich und rund um die Uhr telefonisch unter der Nummer 143 erreichen. Spezielle Hilfe für Kinder und Jugendliche gibt es unter der Nummer 147. Das Zürcher Mädchenhaus erreichen Sie unter: 044 341 49 45.